

REINHARD KLEINDL



DIE GOTTES MASCHINE

THRILLER

lübbe

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Hinweis

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93

94

95

96

97

98

99

100

101

102

103

104

105

106

107

108

109

110

Nachwort

Mein Dank gilt:

Über das Buch

Wer nach Gott sucht, wird den Tod finden Als Gefallen für einen guten Freund reist der römische Weihbischof Lombardi in ein abgelegenes Kloster im Montblanc-Gebiet. Hier erforschen Wissenschaftler aus aller Welt mit einem leistungsfähigen Supercomputer die Geheimnisse der Schöpfung. Aber der Frieden wird zerstört, als Lombardi den Mönch Sébastien, den er treffen sollte, tot im Computerraum findet. Die Leiche weist Spuren eines grausamen Rituals auf und ist mit rätselhaften Symbolen übersät. Gemeinsam mit der Physikerin Samira Amirpour findet Lombardi heraus, dass Sébastien eine folgenschwere Entdeckung gemacht hat. Und dieses Wissen wird nun auch für Lombardi und Amirpour lebensgefährlich ...

Über den Autor

Reinhard Kleindl ist ein österreichischer Thrillerautor, Wissenschaftsjournalist und Extremsportler. Er besuchte ein katholisches Gymnasium, studierte Theoretische Elementarteilchenphysik und diplomierte mit Auszeichnung. Internationale Bekanntheit erlangte er als Extremsportler, mit Slacklineaktionen an den Victoria-Wasserfällen und auf den Drei Zinnen. Er gehört zu den aktivsten Wissenschaftserklären Österreichs und schrieb für Zeitungen, Magazine und Universitäten. Derzeit schreibt er freiberuflich für den österreichischen Wissenschaftsfonds FWF.

www.reinhardkleindl.at

REINHARD KLEINDL

DIE
GOTTES
MASCHINE
THRILLER

lübbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Dieser Titel ist auch als Hörbuch erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Titelillustration: © Dreieck/photocase.de; © shutterstock.com: pixelparticle | Jurik Peter | ilolab

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München

eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7517-0395-6

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Für Andreas und Maria Kleindl,
die mir Europa zeigten.

*Diese Geschichte beruht auf realen
wissenschaftlichen Theorien und Fakten.*

Und es ward Licht.

Die gleißende Helligkeit blendete ihn. Sein Körper war ganz leicht, schien zu schweben, dem Licht entgegen. Er fühlte sich geborgen, aufgehoben. Er schien in diesem Moment eins mit der Schöpfung zu sein, er spürte sie, wie man seine Hände und Füße spürt, den Kosmos mit seinen Rätseln, die Bausteine der Materie mit ihrer göttlichen Ordnung – die Dinge, mit denen sein Verstand sich beschäftigte, seit er ein kleiner Junge war, die er aber noch nie gefühlt hatte wie jetzt. Er verstand nun, dass das Göttliche, das er immer in unerreichbarer Ferne gesucht hatte, bei ihm war, in ihm war. Er selbst war das Göttliche. Das Gefühl überwältigte ihn. Er empfand Seligkeit – sie begleitete ihn seit Wochen und war in den letzten Tagen übermächtig geworden. Er hatte gewusst, dass er seiner Bestimmung näher kam, dass er die Welt verändern würde. Nun waren seine Forschungen abgeschlossen. Zuerst hatte er es nicht glauben wollen, doch das Ergebnis des Computers war eindeutig, ein Irrtum war ausgeschlossen. Wenn er die Daten veröffentlichte, würde ein Beben durch die Welt gehen. Schon bald würde nichts mehr so sein wie früher. Es lag an ihm, einen jahrtausendealten Krieg zu beenden. Doch er empfand keinen Stolz, sondern Demut. Er wusste, er war nur ein Bote. Dazu war er auserkoren, das war der Weg, dem er unbeirrt gefolgt war.

Dieser Weg war nun zu Ende. Die Aufgabe des Boten war abgeschlossen, alles war vorbereitet. In wenigen Stunden würde sich die Nachricht auf der ganzen Welt

verbreiten. Die Veränderung ließ sich nicht mehr aufhalten. Das erfüllte ihn mit einem unendlichen Glücksgefühl, obwohl er wusste, dass das Gefühl des Schwebens eine Einbildung war. Es war ein Zeichen, dass seine Seele sich von seinem Körper zu lösen begann. Eigentlich sollte er schreckliche Schmerzen haben, von den Kabeln, die in seine Hand- und Fußgelenke schnitten. Blut staute sich in seinem Kopf und pochte in seinen Ohren. Er konnte sich nicht mehr bewegen, etwas in ihm schien zerbrochen zu sein, das Atmen wurde zunehmend schwerer. Doch der Schmerz war nicht mehr da, er hatte ihn verlassen wie die Zweifel.

Mit einem Mal trat jemand in das Licht, das in Wirklichkeit eine Deckenleuchte war. Ein Mensch stand über ihm, ein Kreuz hing an einer Kette um seinen Hals – ein falsches Kreuz, voll dunkler Symbolik. Das Gesicht lag im Schatten, doch er wusste, wem dieses Kreuz gehörte, und das Wissen erfüllte ihn mit Liebe. Der Mensch hob etwas Großes über seinen Kopf, das so schwer war, dass er taumelte.

»Nicht«, flüsterte der Bote.

Dann wurde es dunkel.

Währenddessen zählte auf einem Server im klimatisierten Serverraum eines IT-Dienstleisters in Genf eine Uhr einen Countdown herab, nach dessen Ablauf ein Script ausgeführt und ein drei Gigabyte großes Datenpaket namens »liberatio.zip« zum Download freigegeben werden würde.

22 Stunden, 53 Minuten, 4 Sekunden.

22 Stunden, 53 Minuten, 3 Sekunden.

22 Stunden, 53 Minuten, 2 Sekunden ...

1

»Entschuldigung – haben Sie etwas gesagt?«

Stefano Lombardi hob den Blick und sah den weißen Schnauzbart des Taxifahrers im Rückspiegel. Er war so in Gedanken gewesen, dass er sich nicht sicher war, ob der Mann ihn angesprochen hatte. Lombardi hatte in die Landschaft hinausgeblickt, die an den Fenstern des alten Renault vorbeizog, und mit seinem Halsband aus einem dünnen Lederstreifen gespielt, an dem eine aus Speckstein geschnitzte Schlange hing. Draußen lichtete sich der Wald immer mehr. Die hohen Nadelbäume wichen niedrigen Kiefern, manche davon auf einer Seite völlig kahl. In ihrem Schatten lagen Schneefelder. Der Fahrer hatte die Heizung eingeschaltet, und die trockene Luft aus dem Gebläse brannte ihm in der Nase.

»Ich sagte, dass ein Sturm kommen wird«, wiederholte der Mann. »*Une tempête grave!* Das ist nicht selten um diese Jahreszeit. Sie müssen sich keine Sorgen machen, das Kloster hat über die Jahrhunderte viel Schlimmeres überstanden. Ich verstehe die Aufregung nicht.«

Der Taxifahrer lachte heiser. Lombardi verstand sein Französisch nur schwer. Es würde eine Weile dauern, bis er sich wieder an diese Sprache gewöhnt hatte. Er ließ den Anhänger seines Halsbands los und versuchte, sich auf die vorbeiziehenden Bäume zu konzentrieren. Ihm lag noch das schwere Essen im Magen, das er am Bahnhof in Zürich zu sich genommen hatte. Er hatte ein *Eingeklemmts* bestellt, das sich als Sandwich mit Wurst und viel Käse entpuppt hatte. Danach war er in einen TGV in Richtung Paris

umgestiegen und hatte seine Fahrt fortgesetzt. Die Bäume und Brücken waren so schnell an ihm vorbeigeflogen, dass ihm mulmig geworden war. Er glaubte gehört zu haben, dass diese Züge über 500 km/h schnell fahren konnten, aber er war sich nicht sicher, ob das überhaupt möglich war. Vom Bahnhof in Genf hatte er dann einen französischen Bus genommen und war schließlich ins Taxi umgestiegen, das ihn in die Berge brachte.

»Was führt Sie hierher?«, fragte der Fahrer, als sich ihre Blicke im Rückspiegel trafen. »Sind Sie Wissenschaftler?«

»Nein, ich mache nur Urlaub«, antwortete Lombardi.

Der Taxifahrer hörte nicht auf, ihn durch den Spiegel anzustarren. Lombardi war nicht wohl bei dieser Lüge und hoffte, dass man es nicht sah.

Er musste an den Abend denken, als er mit Alessandro Badalamenti in dessen Garten unter alten Pinien gesessen hatte und würzigen apulischen Rotwein aus seinem Keller getrunken hatte. Sein Freund, der Automobilindustrielle und Vatikan-Kenner, war ungewöhnlich schweigsam gewesen. Erst als die Flasche leer gewesen war, hatte Badalamenti ihm offenbart, was ihn bedrückte und um seine Hilfe gebeten. Lombardi wollte helfen, aber er war unsicher.

»Was soll ich sagen, wenn jemand fragt, was ich dort will?«

»Niemand wird fragen. Viele Gäste kommen nach L'Archange Michel. Du wirst gar nicht auffallen.«

Doch Lombardi hatte gezögert.

»Denkst du, ich bin der Richtige dafür? Du kennst mich, ich bin nicht so abenteuerlustig wie du. Ich sitze gern in der Sonne, ich trinke gern Wein.«

Da hatte Badalamenti gelacht. »Bist du deshalb nach Afrika gegangen? Weil du gern Wein trinkst?«

»Du weißt, was ich meine. Ich bin Pragmatiker. Ich mache mir nichts aus solchen Dingen.«

»Genau darum brauche ich dich. Mach dir ein Bild, ganz nüchtern. Du hast mich nach einer Beschäftigung gefragt. Nach etwas, das dich ablenkt. Das ist es, was ich dir anbiete.«

Darauf hatte er nichts zu sagen gewusst, und schließlich hatte er eingewilligt.

Lombardi dachte daran, dass er den Garten und die langen Piniennadeln unter seinen nackten Füßen vermisste.

Vielleicht sollte er ernst nehmen, was Badalamenti gesagt hatte. Er war ein Reisender, nicht mehr. Eigentlich reiste er gern. Und es stimmte, er hatte wirklich nach Ablenkung gesucht. Der Gedanke machte ihm Mut. Alles, was ihm fehlte, war ein Zimmer, wo er die Tür hinter sich schließen und duschen konnte.

»Waren Sie schon einmal hier?«, fragte der Taxifahrer.

»Nein«, gestand Lombardi, »es ist das erste Mal.«

»Oh!«, rief der Taxifahrer aus. »*C'est magnifique!*«

Der Mann schien mehr sagen zu wollen, zögerte aber.
»*Pardon Monsieur.* Ich nerve Sie.«

»Sie nerven gar nicht«, widersprach Lombardi, obwohl der Mann ihn tatsächlich ein wenig ermüdete.

Stefano Lombardi rutschte auf dem schwarzen Ledersitz hin und her. Auf der Sitzbank neben ihm lag eine Broschüre mit Informationen über das Kloster, die er während der Zugfahrt hatte lesen wollen. Er bemerkte, dass er zu riechen begonnen hatte. Er trug immer noch die Jeans und den Pullover, mit denen er vor Stunden in den Zug nach Paris gestiegen war. Lombardi hatte ganz plötzlich Lust auf eine Zigarette. Er hatte insgesamt nur drei Jahre geraucht, doch das Verlangen überfiel ihn von Zeit zu Zeit. Nur ein paar Züge, gleich hier neben der Straße, an der frischen Luft. Er verscheuchte den Gedanken.

Er griff nach der Broschüre und blätterte unkonzentriert durch die Seiten. Badalamenti hatte ihm mit leuchtenden Augen von dem Kloster erzählt - *Revolutionär, ein völlig*

neues Konzept! Doch das Gehörte hatte für Lombardi keinen rechten Sinn ergeben.

Laut der Broschüre handelte es sich um eine dem heiligen Michael geweihte Abtei aus dem 11. Jahrhundert. Lombardi kannte diesen Kloster-Typus. Im Mittelalter wurden eine ganze Reihe von Sankt-Michaels-Klöstern an exponierten Stellen errichtet. Das bekannteste und größte war Mont-Saint-Michel auf einer Felseninsel vor der bretonischen Küste. Das Kloster, eines der einflussreichsten und mächtigsten seiner Zeit, war heute eine Touristenattraktion. Doch auch in Cornwall und im Piemont gab es ähnliche Abteien. Die Ursprünge von L'Archange Michel reichten weiter zurück, wie Lombardi erfuhr. Bereits im 9. Jahrhundert existierte hier eine Einsiedelei, über der später eine Kirche errichtet wurde. Im 11. Jahrhundert fanden Benediktiner aus dem Norden das verlassene Gotteshaus und bauten die Abtei.

Heute schien L'Archange Michel, auch *Saint Michel à la gorge* genannt, eine Art Seminarhotel zu beherbergen, das für Tagungen gebucht werden konnte. Der Text lobte die modern ausgestatteten Tagungsräume und die internationale Küche. Doch dann war plötzlich von einem leistungsfähigen Computercluster die Rede. Verwirrt legte Lombardi die Broschüre weg. Es half nichts, er musste sich selbst ein Bild machen.

Das Taxi nahm eine Kehre, und Lombardi wurde durchgeschüttelt. Da öffnete sich die Landschaft und gab den Blick auf ein tiefes Tal frei. Lombardi hörte einen Moment lang auf zu grübeln, so beeindruckend war die Szenerie. Der Himmel über ihm war von schweren Wolken bedeckt, doch über den Bergkämmen in der Ferne hatte sich ein Sonnenfenster geöffnet. Die Sonne stand genau in Verlängerung des Tals und warf ihr Licht auf feuchte Felswände, die auf der linken Talseite einen Vorsprung bildeten und die Helligkeit reflektierten, als stünden sie in Flammen. Darauf stand, steil aufragend, ein

Gebäudekomplex, gekrönt von einem gedrungenen Kirchturm mit goldglänzender Statue auf seiner Spitze. Vor ihnen lag die Abtei L'Archangel Michel.

2

Windböen zerrten an Lombardis Kleidern, als er sich mit seinem Trolley im Schlepptau dem Tor näherte, das ins Innere der wuchtigen Stadtmauern führte. Die Hose flatterte wild um seine Waden. Die Wolken zogen schnell über den Himmel. Es hatte zu schneien begonnen, und die Rollen seines Trolleys hinterließen dünne Spuren in der frischen Schneedecke.

Als er aus dem Taxi ausgestiegen war, hatten dort bereits vier Personen in dicken Mänteln gewartet, neben Stapeln von Gepäck. Sie hatten ihm zugenickt, bevor sie ihre Koffer in das Taxi geladen hatten.

Lombardi trat durch das Tor, und der Wind ließ augenblicklich nach. Zu seiner Überraschung fand er sich in einer kleinen Stadt wieder: enge Gassen, Fachwerkhäuser, eine sanft ansteigende, gepflasterte Straße. Auf einem Parkplatz standen drei identische Kleinbusse, ein Hinweisschild wies einen Shuttleservice für Touristen aus. Ein Lebensmittelgeschäft hatte geschlossen.

Lombardi folgte der Straße höher auf den Berg. Die Stadt war wie ausgestorben - eine Geisterstadt, die etwas von einer Filmkulisse hatte. Eine Frau öffnete einen rot gestrichenen Fensterladen und grüßte ihn freundlich, bevor sie zu den Wolken aufblickte. Er folgte ihrem Blick und sah, dass die Bebauung an einer Felswand endete. Die kleinen Häuser schmieгten sich an den rohen Granit, der weiter oben in eine hohe Mauer überging, die ihn in ihren Bann zog. Die Architektur schien den gesunden Menschenverstand zu verhöhnen. Er fragte sich, wie es im

Mittelalter möglich gewesen sein sollte, solche Mauern zu errichten. Er hatte gelesen, dass die Anlage über Jahrhunderte immer weiter ausgebaut worden war, neue Mauern auf alten aufbauend, eingestürzte, romanische Gebäude durch prachtvolle gotische ersetzend. So sei ein regelrechtes Labyrinth entstanden, und noch immer wurden bei so mancher Renovierung zugemauerte Räume entdeckt.

Lombardi bemerkte, wie die Frau, die aus dem Fenster gesehen hatte, das Haus verließ und mit einem Rollkoffer, der seinem ähnelte, hinab zum Stadttor ging. Er hingegen stieg weiter den Berg hinauf.

Über mehrere Treppen erreichte er eine steinerne Brücke, die über eine schmale Schlucht führte. Ein Schwindelgefühl überkam ihn, als er sich der Balustrade näherte. Am anderen Ende lag der Eingang des Klosters. Lombardi gab sich einen Ruck und überquerte die Brücke, wobei er sich bemühte, nicht nach unten zu sehen. Auf der anderen Seite angekommen stellte er müde seinen Trolley ab und fand eine kleine, eisenbeschlagene Tür offen vor. Dahinter waren weitere Treppen. Als er eine kleine Plattform erreichte, frischte der Wind wieder auf, und er spürte plötzlich einen warmen Schein auf den Wangen. Die Sonne stand feuerrot über einem Gipfel. Einen Moment lang sah Lombardi ihr zu, wie sie unterging. Dann wandte er sich dem Eingang zu.

3

»Hallo?«, fragte Lombardi vorsichtig.

Er stand vor einer verglasten Portiersloge, die verwaist war. Eine Tür dahinter stand offen. Er bekam keine Antwort, doch er hörte ein Geräusch durch einige Löcher im Glas. Da war jemand. Ein Mensch sprach sehr leise und machte dabei immer wieder Pausen, als würde er telefonieren. Lombardi trommelte ungeduldig mit den Fingern auf eine Ablage vor der Loge, auf der Prospekte und Informationsblätter lagen. Daneben stand eine Klingel aus stumpfem Metall, wie in einem alten Hotel. Lombardi betätigte sie. Das Geräusch war unangenehm laut, und sofort verstummte das Murmeln im Nebenraum. Dann ging die Tür auf, und ein junger Benediktinermönch erschien, fast noch ein Teenager, mit asiatisch anmutenden Augen. Es musste sich um einen Novizen handeln, einen Mönch auf Probe.

»*Qu'est-ce que vous voulez?*«, fragte der Junge scharf.

Lombardi stellte sich vor. »Ich werde erwartet.«

»Aber die Abtei ist doch geschlossen!«

Lombardi spürte Ärger in sich aufsteigen. »Das hätten Sie sich früher überlegen sollen«, entgegnete er ungeduldig. »Ich habe vorhin mit dem Abt telefoniert. Erkundigen Sie sich. Er hat mir ein Taxi geschickt. Er weiß, dass ich komme.«

Der Novize begann, in einen Bildschirm zu starren und mit einer Computermaus zu hantieren, bis sein Blick auf einen Zettel mit chinesischen Schriftzeichen vor ihm fiel und seine Miene sich aufhellte.

»Bischof Lombardi? Bitte vielmals um Entschuldigung! Ich wusste nicht - in Zivil habe ich Sie nicht erkannt. Wie war Ihre Fahrt?«

Lombardis Ärger ließ schnell nach. »Gut, danke. Ein wenig müde bin ich.«

»Willkommen in L'Archange Michel!«, plapperte der Novize. »Mein Name ist Weiwei. Ich werde gleich sehen, ob Ihr Zimmer schon bereit ist, falls Sie sich ausruhen wollen.«

»Ich möchte gern zuerst den Abt treffen«, sagte Lombardi. »Könnten Sie mir erklären, wie ich ihn finde?«

Weiwei wirkte unschlüssig.

»Oder ist er zu beschäftigt?«, fragte Lombardi in süffisantem Ton.

»Natürlich nicht«, versicherte Weiwei mit gequältem Gesichtsausdruck. Die Sache war ihm ausgesprochen peinlich. »Haben Sie ein Telefon?«

Lombardi nahm sein Smartphone aus der Tasche. Er hatte es in Afrika gekauft, ein in Ruanda produziertes Modell. Es war nun ein Jahr alt, und er benutzte es hauptsächlich zum Telefonieren.

»Ich habe leider keinen Empfang«, stellte er fest.

»Das macht nichts. Die Meisten haben hier keinen Empfang. Verbinden Sie sich einfach mit dem WLAN und installieren Sie unsere App. Der Netzwerkname ist *archange_guest*. Dann können Sie auch ins Internet.«

Lombardi sah ihn fragend an.

»Die App enthält alles, was Sie brauchen«, erklärte der Junge, »das Tagesmenü der Kantine, die Zeiten für die Gebete, das Gesamtverzeichnis der Bibliothek und natürlich ein Navigationssystem. Hier ist alles ziemlich verwinkelt, wir wollen nicht, dass unsere Gäste verloren gehen. Es gibt auch eine virtuelle Führung durchs Kloster, wenn Sie das möchten.«

Weiwei erklärte ihm etwas über Positionsbestimmung via WLAN und dass alles Open Source sei. Lombardi

verstand nichts davon und war nicht begeistert. Er hatte nur eine Handvoll ausgewählter Apps auf seinem Telefon installiert, einige italienische und afrikanische Zeitungen, eine Sammlung von Kochrezepten und ein Programm zur Himmelsbeobachtung, das ihm Badalamenti aufgeschwatzt hatte. Die vielen Funktionen des Smartphones verunsicherten ihn, und er beneidete Menschen wie Badalamenti, die arglos jede neue App sofort installierten und sich nichts dabei dachten. Doch der Novize wartete, und er ergab sich. Mithilfe des Mönchs dauerte es nur eine Minute, bis Lombardi einen Grundrissplan auf seinem Handy hatte.

»Da, sehen Sie, das Büro des Herrn Abt ist hier.« Der Novize zeigte auf einen Punkt. »Am besten folgen Sie einfach den Pfeilen.«

»Danke. Mein Koffer ...«

»Den können Sie hierlassen. Ich bringe ihn aufs Zimmer. Und bitte nochmals um Entschuldigung, dass ich Sie nicht erkannt habe.«

»Macht nichts.« Lombardi bemühte sich um ein Lächeln und wandte sich zum Gehen.

Doch zuvor fiel sein Blick durch den Türspalt, und plötzlich stutzte er. Dort hing ein Kreuz an der Wand, das seine Aufmerksamkeit fesselte. Bevor Lombardi genauer hinsehen konnte, zog sich der junge Mönch in den Nebenraum zurück und schloss die Tür hinter sich.

Lombardi blieb verwirrt zurück. Als er darüber nachdachte, kam er zum Schluss, dass er sich wohl getäuscht hatte. Er war einfach nur übermüdet. Kurz hatte er geglaubt, dass mit dem Kreuz etwas nicht gestimmt hatte.

Auf dem Weg stellte er dankbar fest, dass die Räume gut beheizt waren. Er rieb die Hände aneinander, die seit der Taxifahrt noch immer kalt waren.

Er sah nicht mehr, wie Weiwei ihm durch den inzwischen wieder geöffneten Türspalt nachblickte, um

dann aufgeregt zum Telefonhörer zu greifen.

4

»Bischof Lombardi, *bonjour!*«

Der Abt breitete die Arme aus, als er von seinem Schreibtisch aufstand, auf dem zwei große Monitore standen, und ging auf Lombardi zu. Er umfasste dessen Hand mit beiden Händen und schüttelte sie etwas zu heftig. Lombardi war verblüfft: Der Mönch hatte das schwarze, krause Haar und den dunklen Teint eines Inders. Die Mönche schienen aus allen Erdteilen zu kommen.

Lombardi erwiderete das Lächeln, doch der Abt sah ihm schon nicht mehr in die Augen.

»Wir haben telefoniert, ich bin Shanti. Willkommen! Ich hoffe, Sie hatten eine gute Anreise«, sagte er mit einem Singsang, der von seiner Herkunft zeugte. Abgesehen von dem Akzent war sein Französisch fließend.

»Danke für das Taxi. Das wäre nicht nötig gewesen. Ich habe nur die Bushaltestelle nicht gefunden.«

»Heute fahren die Shuttlebusse nicht mehr, wegen des Sturms«, erklärte der Abt.

»Ihr Novize am Eingang hat erwähnt, dass die Abtei geschlossen ist«, erinnerte sich Lombardi. »Muss ich mir Sorgen machen?«

»Die Behörden überreagieren etwas, wenn Sie mich fragen. Ich freue mich, dass Sie den Weg zu uns gefunden haben! Es tut gut, wieder jemanden aus Rom hier zu sehen.«

Das Lächeln des Abts hatte sich seit der Begrüßung nicht verändert. Es wirkte aufgesetzt. Lombardi sah sich den Mönch genauer an. Shanti war einige Jahre jünger als

Lombardi, vielleicht Mitte dreißig. Er trug die schwarze Tracht der Benediktiner, eine Tunika und den vorne und hinten bis zu den Füßen reichenden Überwurf mit Kapuze. Doch wo war diese eigentümliche salbungsvolle Sanftheit, die für Mönche so typisch war? Dieser Mann hätte auch ein Unternehmer aus der IT-Branche sein können.

»Eigentlich genehmigen wir derzeit keine Besuche mehr, wir befinden uns mitten in einer großen Umbauphase. Aber Ihr Freund Badalamenti war sehr hartnäckig. Er ist einer unserer größten Förderer, deshalb habe ich ein Auge zugeschlagen. Gibt es einen speziellen Grund, warum Sie sich gerade jetzt dazu entschlossen haben?«

Shanti grinste und legte den Kopf zur Seite, ohne ihn aus den Augen zu lassen. »Verzeihen Sie meine Neugierde«, fuhr er fort, »aber Sie waren doch an einem Hilfsprojekt in Afrika engagiert, sehr erfolgreich, wie man hört. Was hat Sie zur Rückkehr bewogen? Man hört verschiedenste Gerüchte aus Rom.«

Lombardi war vor den Kopf gestoßen. Er hatte erwartet, dass man ihn nach seiner caritativen Arbeit fragen würde, aber nicht so früh. Die Sache hatte sich offenbar schneller herumgesprochen als erwartet. Er fragte sich, wie viel der Abt wusste.

Shanti sah, wie unangenehm es Lombardi war, und wischte alles mit einer Geste beiseite. »Sie müssen es nicht erzählen. Vergessen Sie bitte, dass ich gefragt habe. Was mich wirklich interessiert: Wie ist Ihr erster Eindruck?«

»Ich versuche immer noch zu verstehen, womit ich es zu tun habe«, erwiderte Lombardi. »Tagungsstätte, Kloster, Computercluster - es ist schwer, den Überblick zu behalten.«

Shanti sah ihn fragend an. »Haben Sie unsere Broschüre nicht erhalten? Dort ist alles gut erklärt.«

»Die Broschüre habe ich, danke. Es ist nur ...«

Shanti seufzte. »Sie ist nicht verständlich genug. Wir werden alles noch einmal überarbeiten.« Der Abt hob die Hände wie zum Segen. »Vergessen Sie die Broschüre, unser Ziel ist schließlich ganz einfach, es lautet: Frieden. Wir arbeiten daran, zwei Welten miteinander zu verbinden, zwischen denen seit Jahrhunderten ein Graben verläuft: die Welt der Religion und die der Wissenschaft. Diesen Graben wollen wir schließen.«

Lombardi wartete auf eine Erklärung. »Mit einem Computer?«

»Sie können ihn auch gern *Supercomputer* nennen, das ist durchaus gängig. Hier wird nicht nur am Austausch gearbeitet, es wird auch wirklich Naturwissenschaft betrieben. Das klingt vielleicht verwirrend, aber wenn Sie es mit eigenen Augen sehen, wird alles klar werden.«

Lombardi spürte, wie sich Skepsis in ihm regte. »Naturwissenschaft?«

»Warum nicht? Das Rationale und der Glaube ergänzen einander. Oder wie Einstein es ausgedrückt hat: *Wissenschaft ohne Religion ist lahm, Religion ohne Wissenschaft ist blind.*«

Lombardi glaubte, den Spruch schon einmal gehört zu haben, doch bestimmt noch nie von einem Mönch.

»Ein sensibles Feld«, sagte er. »Die Kirche hat sich da des Öfteren die Finger verbrannt.«

Shanti nickte, doch Lombardis Zweifel schienen ihn nur noch mehr anzustacheln. »Eine Reihe von Fehlern und Missverständnissen. Wer behauptet eigentlich, dass Glaube und Wissenschaft getrennt sein müssen? Überlegen Sie! Wann kam das auf? Gibt es irgendwelche zwingenden Argumente dafür?«

Lombardi forschte in seiner Erinnerung. Auf die Schnelle fiel ihm nichts ein, um seine Behauptung zu belegen. Für ihn war das immer so klar gewesen, dass er es noch nie hatte begründen müssen.

»Das war eine politische Entscheidung, Bischof Lombardi. Nach der Schmach mit Galilei, dem wir nach fast vierhundert Jahren schließlich recht geben mussten, versuchten wir, Schadensbegrenzung zu betreiben. Man überließ es der Wissenschaft, die Natur zu beschreiben, und entschied, sich da herauszuhalten. Im Gegenzug verlangte man von der Wissenschaft, die Religion in Ruhe zu lassen. Das ist die Situation, die wir heute haben. Eine Art Waffenstillstand. Doch es gibt keinerlei zwingende Begründung dafür.«

»Was Sie vorhaben, klingt sehr ambitioniert«, stellte Lombardi fest.

Shantis Lächeln verschwand. »Überambitioniert. Das meinen Sie doch, nicht wahr? Ich weiß, dass manche uns für Abtrünnige halten, gerade im Vatikan. Dabei setzen wir nur das um, was im Zweiten Vatikanischen Konzil beschlossen wurde. *Deshalb sind gewisse Geisteshaltungen zu bedauern, die in der Mentalität vieler die Überzeugung schufen, dass Glauben und Wissenschaft einander entgegengesetzt seien* – so steht es in den Dokumenten des Konzils. Ein Friedensangebot der Kirche, wenn Sie so wollen. Und das Konzil geht sogar noch weiter: *Wenn der Mensch sich der Mathematik und Naturwissenschaft widmet, kann er im höchsten Grad dazu beitragen, dass die menschliche Familie zu den höheren Prinzipien des Wahren, Guten und Schönen kommt*. An dem, was wir tun, ist also nichts Rebellisches.«

»Aber es ist sehr ungewöhnlich«, gab Lombardi zu bedenken. »Es wundert mich ehrlich gesagt, dass ich noch nie von Ihrer Abtei gehört habe.«

Shanti nickte. »Zum Teil ist das Kalkül. Wir wollten die Sache in Ruhe wachsen lassen. In der wissenschaftlichen Welt spricht es sich bereits herum. Natürlich wollen wir nach außen gehen, schon sehr bald, doch das ist ein großer Schritt, und wir wollen nichts überstürzen.«

»Eine große Verantwortung.« *Manche halten die Wissenschaft immer noch für unseren Feind.*

Er sprach es nicht aus.

»Zweifellos«, fuhr der Abt fort. »Aber wir sollten der Herausforderung mit Mut und Gottvertrauen begegnen. Es ist eine einmalige Chance. Doch was weiß ich schon? Ich bin nur ein Verwalter. Fragen Sie meine Mitbrüder, die können Ihnen bestimmt viel interessantere Dinge erzählen.«

Lombardi nickte. »Das werde ich tun. Vor allem würde ich gern Pater Sébastien treffen. Ich habe viel von ihm gehört.«

Lombardi hatte sich bemüht, das ganz beiläufig klingen zu lassen. Er beobachtete Shanti genau, ohne ihn anzusehen. Die Miene des Abts verfinsterte sich kaum merkbar.

»Natürlich nur, wenn es keine Umstände macht ...«, fügte Lombardi hinzu, als der Abt zögerte.

Shanti fand seine Contenance schnell wieder.

»Überhaupt nicht«, versicherte er. »Ich kann es Ihnen aber nicht versprechen. Sébastien ist in letzter Zeit sehr beschäftigt. Sie werden ihn kaum zu Gesicht bekommen. Er konzentriert sich derzeit ganz auf die Vorbereitung seiner Präsentation.«

Bei dem Wort »Präsentation« horchte Lombardi auf. Er wartete auf weitere Erklärungen, doch als er keine bekam, winkte er ab.

»Schon in Ordnung, wirklich.«

Er war nicht überrascht. Badalamenti hatte ihm prophezeit, dass so etwas passieren würde.

Shanti seufzte geräuschvoll. »Ich werde sehen, was ich tun kann. Signore Badalamenti hat ja schon erwähnt, dass Sie ihn treffen möchten. Sie müssen verstehen, wir versuchen nach Kräften, allen Trubel von ihm fernzuhalten. Aber ich werde nachsehen, vielleicht haben wir Glück.«

»Sagen Sie ihm, ich bin ein Freund seines Ziehvaters.«

»Wie gesagt, ich kann nichts versprechen.« Der Abt wirkte plötzlich ungeduldig. Er ging zurück hinter seinen Schreibtisch und griff nach der Computermaus. »Und jetzt muss ich Sie bitten, mich zu entschuldigen. Ihr Zimmer ist bereits vorbereitet, in einer Stunde gibt es Abendessen. Der neue Speisesaal ist noch nicht fertig, wir essen derzeit im alten Refektorium. Sie finden es ganz leicht mit der App. Das Programm enthält außerdem eine interaktive Führung. Es handelt sich um einen Prototypen, der in Kürze für alle Gäste freigeschaltet werden soll. Augmented Reality. Sie richten nur Ihr Smartphone auf ein Detail, das Sie interessiert, und die App zeigt Ihnen alle relevanten Informationen dazu. Kennen Sie *Pokémon Go*?«

Lombardi war sein Unbehagen offenbar anzusehen, denn Shanti hob fragend die Augenbrauen. »Oder soll Sie einer Ihrer Mitbrüder durch die Anlage führen?«

»Wäre das ein Problem?«, fragte Lombardi vorsichtig.

»Überhaupt nicht! Ich schicke Ihnen Demetrios vorbei, unseren Cellerar. Er ist für alles Wirtschaftliche in unserer Abtei zuständig. Die App informiert Sie auch über unsere Gebetszeiten. Sie beten doch später noch die Komplet mit uns?«

Die Komplet war das letzte der über den Tag verteilten täglichen Gebete der Benediktiner. Lombardi zögerte. Zwar hatte er damit gerechnet, zu den Gebeten eingeladen zu werden, doch während der Reise war er so in Gedanken gewesen, dass er es vergessen hatte.

»Sie können es sich ja noch überlegen«, sagte der Abt schließlich.

Lombardi bedankte sich und verabschiedete sich mit einem Nicken. Er war froh, dass Shanti nicht nachbohrte.

Draußen auf dem Flur nahm er sein Handy und öffnete die App. Es war also, wie Badalamenti vermutet hatte. Sébastien arbeitete an etwas. Und er bereitete eine Präsentation vor. Was die anderen Mutmaßungen anging, so traute er sich noch kein Urteil zu. Bis jetzt wirkte alles